

auf dem Lateinischen Friedhof auf dem Zionsberg, im Schatten des Dormitiondoms, aber auch nahe der grossen jüdischen Gedächtnisstätten und archäologischen Überreste, Zeugen der Zeit König Davids und Salomons, des Zweiten Tempels und der jüdischen Geschichte. Schindler war häufig nach Jerusalem gekommen, jedesmal zum Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges; er hatte sich seinen Begräbnisplatz selbst bestimmt.

Musik flutete von der Salvatororgel, einer der besten Orgeln in Israel, und der Mann rechts neben mir, mit faltigem Gesicht und grauer Trauer in den müden Augen, war, wie er mir bestätigt, einer von den vielen, die Schindler in seinem Fabrikbetrieb in Krakau als unabhkömmlich erklärt hatte, während aus dem »Altreich« schon die Züge in die Vernichtungslager rollten – er aber, Oskar Schindler, der »Juden-Schindler«, wie ihn die Nazis nannten, hatte für jeden, den er loskaufte, 5 Zloty per Kopf und Tag an die SS zu zahlen. Da klang es »Kyrie eleison« – und die Frau links von mir, sie gehörte vielleicht zur Familie Wohlfeiler, deren Auslieferung die Gestapo verlangt hatte, weil sie polnische Identitätspapiere gefälscht haben sollte; Schindler aber brachte es zuwege, die Gestaposchergen, die beauftragt waren, ihre Opfer zu holen, so betrunken zu machen, dass sie den Auftrag, Himmler, Hitler und das Dritte Reich vergassen und unverrichteterdinge wieder abzogen. »Pax vobiscum«, rief Prior Picchi, und vielleicht lebt das junge Mädchen, das dort drüben in der Anmut ihrer zwanzig Jahre steht, nur deshalb, weil ihr Vater einer von jenen war, die deshalb überlebten, weil Schindler es stets noch verstand, Lebensmittel für seine Belegschaft auf dem schwarzen Markt zu kaufen. »Die Tat dieses Mannes aus Mähren leuchtete wie ein Stern in der Dunkelheit, um Zeugnis zu geben von den Möglichkeiten des Guten auch unter den widrigsten Umständen«, sagte in seiner in

deutscher Sprache gehaltenen Predigt Professor Elpidius Pax OFM, Direktor des Bibelinstituts in Jerusalem, – und die alte Frau dort drüben, die mit dem weisshaarigen Kopf unterm schwarzen Tuch, den Rücken schon gebeugt, war vielleicht eine von jenen Arbeiterinnen, die Schindler in seinen Listen als unentbehrliche Arbeitskraft führte, obschon sie eigentlich schon zu alt, ungelenk und ausgemergelt waren, um noch betriebsnützlich zu sein. »Wir beugen uns vor dem Mysterium des Todes«, sagte der franziskanische Theologieprofessor, »aber auch vor dem wunderbaren Mysterium, das gerade Ihren Lebensweg den Weg des grossen rechtschaffenen Mannes Oskar Schindler kreuzen liess, was zu Ihrer Rettung führte«.

Auch Professor Pax' Ansprache war so, wie sie in diesem Gotteshaus, so nah der Grabeskirche und so nah der Klagemauer, wohl noch nie gehört worden ist. In seiner Predigt zitierte er eine chassidische Legende von der Güte, die sich mit der Weisheit verbindet, und er zitierte Else Lasker-Schüler, die grosse jüdische Dichterin deutscher Sprache, die, wie nun auch Oskar Schindler, in Jerusalem begraben ist – drüben, auf dem Ölberg. Die tiefe Liebe zu der so vielgesichtigen Stadt hatten beide gemeinsam, sagte der franziskanische Professor in seiner Ansprache: Oskar Schindler, den es immer wieder nach der Erde des Heiligen Landes zog, und die Dichterin Else Lasker-Schüler aus Elberfeld, die in einem ihrer Gedichte diese Sehnsucht zum Klang brachte:

Und ich vergehe
Mit blühendem Herzeleid
Und verwehe im Weltenraum,
In Zeit,
In Ewigkeit,
Und meine Seele verglüht in den Abendfarben
Jerusalems.

Erich Gottgetreu

13 Literaturhinweise

WILHELM DANTINE: Jesus von Nazareth in der gegenwärtigen Diskussion. Gütersloh 1974. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn. 126 Seiten.

Je mehr heute die Institution der Kirchen in Frage gestellt wird, desto vehementer setzt ein Fragen nach der Person Jesu ein, desto tiefer wollen viele Menschen unterschiedlicher Konfession versuchen, in Wesen und Gedanken Jesu einzudringen, von dem sie meinen, sie könnten ihn auch ohne Vermittlung der Kirchen begreifen. Der Wiener evangelische Systematiker W. Dantine hat sich nun die Aufgabe gestellt, das Jesusverständnis vor allem der nicht in die Kirchen integrierten Jesusinterpreten darzustellen. Im übrigen ist ja ohnehin bekannt, dass es heute wohl kaum einen Versuch der Jesusinterpretation gibt, der nicht auch noch Anhänger fände, wobei diese sich um die neutestamentliche Quellenlage oft wenig kümmern. Man wird also sagen können, das Bedürfnis nach irgendeinem Jesus sei vorhanden, nur sollte dieser möglichst weit entkirchlicht sein. Zu diesen Strömungen sind die verschiedenen Jesus-Wellen zu zählen (einschliesslich »Jesus Christus Superstar«), die untauglichen Versuche, Jesus als politischen Rebellen umzufunktionieren, das gescheiterte Unternehmen R. Augsteins, über Jesus einen dicken Wälzer zu

verfassen, um zu dem Ergebnis zu gelangen, dass man eigentlich kaum Gesichertes über ihn wissen kann. Beliebt ist auch heute der Jesus für Atheisten (Roger Garaudy und Ernst Bloch). Diese Problematik hat Milan Machovec in interessanter Weise dargestellt. Von ganz anderer Seite her behandelt Adolf Holl dieses Thema, der Jesus in erster Linie als »Aussenseiter« charakterisiert. Dantine lässt keinen Zweifel, wo er selbst steht, denn er meint, das Neue Testament bezeuge »eine volle Identifikation von Gott und Jesus Christus, aber diese bezieht sich auf das Handeln Gottes zum Heil und zur Vollendung der Welt... Wer es mit Jesus von Nazareth zu tun hat, der hat es mit »Gott« zu tun... In diesem Sinne zielt das Neue Testament auf das »vere deus«, weil Gott in Wahrheit in, mit und durch den »Sohn«, erkennbar und erfahrbar wird« (S. 98 f.). Genau diese theologischen Aussagen werden heute von den meisten der von Dantine zitierten oder behandelten Autoren in Frage gestellt.

Wenn von einem modernen Jesus-Verständnis die Rede ist, so können heute auch Juden davon nicht ausgeschlossen werden, und daher beschäftigen wir uns hier – entsprechend der Aufgabe des FR – etwas ausführlicher mit diesem Kapitel in Dantines Buch: »Die Stimme von

Juden«. Obwohl Juden – wie erwähnt – durchaus in den Rahmen dieses Buches und seines Themas gehörten, vermochte Dantine leider nicht, in diese spezifische Problematik einzudringen; sowohl in der Terminologie als auch in den Sachen bleibt er allzu oft an der Oberfläche. Sämtliche anderen Teile seines lesenswerten Buches scheinen uns weit besser gelungen. Wir können hier nur stichwortartig einiges anmerken: »Autorisierte Äusserungen der Synagoge« (S. 30) gibt es nicht. Das Judentum besitzt keine derartige Behörde. Es gibt nur einen vielgestaltigen Pluralismus, welchen die Juden freilich nicht als Chaos, sondern eher als gegebene Tatsache akzeptieren. Auch für Juden, geschweige denn für einen protestantischen Theologen, ist es schwer, die Grenzlinie zwischen »bewussten Juden« und dem »sogenannten Assimilationsjudentum« zu ziehen, wobei dieser Begriff in jeder Weise unscharf und daher total unbrauchbar ist. Joseph Klausners Jesus-Buch erschien 1922 in hebräischer Sprache in Jerusalem und 1930 in deutscher Sprache in Berlin; Baecks Buch über das Evangelium ist kein »Aufsatz«, sondern erschien in der Bücherei des Schocken-Verlags Berlin 1938 (105 Seiten). Warum W. Dantine Bubers wichtiges Buch, »Zwei Glaubensweisen« (Zürich 1950), nicht selbst lesen konnte, sondern sich Zitate daraus aus Schriften von Sch. Ben Chorin holen musste, wird man schwer verstehen. Die Mitteilung, »die strenge Orthodoxie« würde weitgehend die Synagoge beherrschen (S. 32), ist schlicht falsch. Diese Angabe trifft weder für Europa noch für die beiden grossen Zentren jüdischen Lebens zu, für die USA und für Israel, abgesehen davon, dass der Terminus »die Synagoge« für das Judentum unadäquat ist, weil offenbar hier ein Kirchenbegriff im Hintergrund steht, der für das Judentum nicht anwendbar ist. Echt peinlich ist Dantines Angabe, Jules Isaac wäre zum Katholizismus konvertiert (S. 33). Wer so etwas schreibt, kann niemals ein Buch dieses Autors auch nur in der Hand gehabt haben! Eine »jüdische Aversion« gegen Paulus existiert nicht, wohl eine permanente Auseinandersetzung mit ihm über die Relevanz des Gesetzes bzw. über den Bedeutungsinhalt dessen, was Paulus wohl mit diesem Begriff verstanden haben mag. Der Terminus »starre Synagogenorthodoxie« ist unscharf, klingt wie eine Injurie und ist daher Dantines unwürdig. Über das Wesen des rabbinischen Heilsweges orientiert sich Dantine am besten bei Erik Sjöberg, Gott und die Sünder im palästinensischen Judentum, Stuttgart 1939. Das Resümee dieser aus den Quellen gearbeiteten Untersuchung findet sich auf S. 190. Die Behauptung, der historische Jesus wäre »in sehr scharfer Weise« in der Frage des Gesetzesverständnisses auf der Seite des Paulus gewesen, ist absolut unbewiesen. Mit einem Satz kann man diese komplizierte Problematik nicht abhandeln. Was Dantine am Judentum als »gesetzlich« erscheint, bezeichnet er mit »Judaismus«. Nachdem man sich jahrelang bemüht hat, den Unbegriff »Spätjudentum« aus der Wissenschaft zu vertreiben, sollte man ähnliches nicht durch einen gleichen Unbegriff wie »Judaismus« wieder hineinholen. Eine wirklich unglückliche Erfindung Dantines! Im Gegensatz zum Judaismus soll etwa der »Chassidismus« stehen. Waren die Chassidim keine »gesetzzestreuenden« Juden? Wenn Dantine dankenswerterweise auch einiges um die Grösse des Judentums weiss, so fliessen ihm solche Äusserungen in die Feder wie »judaistische Selbstgerechtigkeit«, oder »die Vorstellung, durch peinliche Gebotserfüllung sich das ›Heil‹ zu verdienen, hat zwar auf

jüdischem Boden eine besondere Perfektion erreicht« (S. 35). Natürlich gibt es das alles auch im Judentum, es sollte aber kaum als charakteristisch angesehen werden. Dantine ist auf der Suche nach einem »repräsentativen« jüdischen Gesprächspartner. Schalom Ben Chorin und Flusser sind es sicher einfach deshalb nicht, weil diese Kategorie des »Repräsentativen« dem Judentum seit langem fremd ist. Im konkreten Fall hat man allein zu fragen, ob Ben Chorins Menschensohninterpretation den neutestamentlichen Quellen entspricht (S. 37). Was Flusser anbetrifft, so identifiziert dieser sich nicht mit Jesu Selbstverständnis, und es sprengt nicht den Rahmen des Judentums, wenn ein Jude mitteilt, welches Selbstverständnis Jesu sich aus den neutestamentlichen Texten erschliessen lässt. Flusser interpretiert also das NT, liefert aber kein eigenes Glaubenszeugnis. Dieses Kapitel »Die Stimme von Juden« (S. 30–41), verfasst von einem so wohlmeinenden Autor wie W. Dantine, dem jede Form von Antisemitismus total fremd ist, ein Theologe, der sich stets für den christlich-jüdischen Dialog einsetzt, verfehlt im Grunde den Gegenstand seiner Untersuchung: das Judentum. Daraus lässt sich ersehen, was alles noch zu leisten ist, wenn der gute Wille dazu besteht. Wir haben zunächst zu registrieren, dass die Geschichte Juden und Christen weit auseinandergeführt hat und dass man überhaupt erst wieder versuchen muss, eine von Juden und Christen in gleicher Weise verstandene Begrifflichkeit zu finden, denn sie meinen mit gleichen Worten keineswegs immer das gleiche. Wenn nun Juden und Christen miteinander das Thema Jesus oder Paulus erörtern, wird man sich besonders hüten müssen, zu voreiligen Schlüssen zu gelangen; hier wird es not tun, zunächst einmal genau hinzusehen, was die neutestamentlichen Texte sagen, und nicht, was wir aus unserem heutigen Religionsverständnis meinen, dass sich in ihnen finden müsste. Auf diesem Gebiet gibt es eine Reihe von Schlüsselworten, über deren Bedeutung um die Zeitenwende man sich miteinander zu einigen hätte: Torah, Messias, Menschensohn, Pharisäer, um nur einige wenige zu nennen. Ein theologisches Vorverständnis ist dabei wenig hilfreich. Wie sehr man trotz manchem Bemühen noch am Anfang steht, zeigt das vorliegende Buch. W. Dantine ist es in seiner Schrift doch offenbar darum gegangen, andere in ihrer Jesusinterpretation zu verstehen; das Judentum jedoch hat er freilich nur von aussen gesehen. Dass man auch in das Geistes- und Glaubensgut anderer tiefer einzudringen vermag, beweist David Flusser mit seiner Jesus-Monographie, eine Tatsache, die übrigens auch von W. Dantine anerkannt wird. Diese kritischen Äusserungen sollen dazu dienen, dass christliche Theologen versuchen mögen, mehr als früher das Selbstverständnis des Judentums zur Kenntnis zu nehmen, vor allem auch seine Quellen. Dann würden die Verfasser solcher Jesus-Bücher vielleicht terminologisch behutsamer und differenzierter vorgehen. Als Einstieg für die Erkenntnis des Judentums würde sich das jüdische Gebetbuch am ehesten eignen, etwa das für den Jom Kippur, zumal dieser Terminus sogar christlichen Theologen ja schon bekannt sein dürfte, weil am Jom Kippur des Jahres 1973 Ägypten und Syrien den Staat Israel überfielen. Wer einmal in dieses Gebetbuch hineingesehen hat, müsste sich über die »judaistische Selbstgerechtigkeit« und die »besondere Perfektion« der »peinlichen Gebotserfüllung« etwas zurückhaltender als W. Dantine äussern. In dem Gebetbuch für Jom Kippur

findet sich z. B. das Awinu-Malkenu-Gebet. Der letzte Vers dieses Gebets lautet: »Unser Vater, unser König, sei uns gnädig und erhöhe uns; denn wir haben keine guten Werke aufzuweisen, übe an uns Gerechtigkeit und Liebe, und hilf uns.« Dieser Vers bietet keine Ausnahme, sondern er kann vielmehr als Motto für den heiligsten jüdischen Tag im Jahr gelten.

E. L. Ehrlich

JOSEF ERNST: Die Briefe an die Philipper, an Philemon, an die Kolosser, an die Epheser (Regensburger Neues Testament, hrsg. von Otto Kuss; Neubearbeitung). Regensburg 1974. Verlag F. Pustet. 452 Seiten.

Mit dieser völlig neuen Bearbeitung einer wichtigen und umfangreichen paulinischen Briefgruppe legt der Verfasser eine in sehr vielen Hinsichten ganz ausgezeichnete Veröffentlichung vor, die man ohne jeden Vorbehalt nur nachhaltigst empfehlen kann. Es ist dem Verfasser in einer höchsten Ansprüchen genügenden Weise gelungen, die verschiedenen und in sich so unterschiedlichen Erfordernisse eines derartigen Kommentarwerkes zu berücksichtigen. Das aufrichtige Dankeswort, das man dem Verfasser sagen möchte, wird gewiss die Unterstützung seitens einer grossen Leser- und Mitarbeiterschicht finden, die das vorliegende Werk zu dem zu verwenden und zu nutzen versteht, wozu der Verfasser es uns anbietet.

O. K.

SIEGFRIED HERRMANN: Geschichte Israels in atl. Zeit. München 1973. Chr. Kaiser Verlag. 427 Seiten.

Kein Erforscher der »Geschichte Israels« kann seine theologischen Blickpunkte verleugnen. Für Herrmann sind diesbezüglich besonders die Schlussätze seines Buches kennzeichnend: »So erscheint es gerechtfertigt, mit dem Makedonen Alexander die kontinuierliche Darstellung der Geschichte Israels in alttestamentlicher Zeit zu beschliessen. Damit endet die Geschichte Israels nicht, sie geht über in eine neue Phase des Kampfes um Selbständigkeit und Selbstverteidigung. Intensiver als je zuvor sah sich Israel dem Ansturm der Völkerwelt konfrontiert, von der es auch im Laufe seiner fernerer Geschichte oft als Fremdling angesehen wurde, und doch die Schicksale dieser Welt in einzigartiger Konzentration trug und trägt. Welt- und Gotteserkenntnis im Spiegel Israels zu gewinnen, ist zweifellos eine theologische Aufgabe, es ist mehr denn je zu einer Frage für die denkende Menschheit geworden. Die Voraussetzungen, Israel zu verstehen, liegen im Alten Testament und seiner Geschichte« (401). Wer den Schaden überblickt, den die vergangene stark antijüdisch ideologisierte Geschichtsforschung des Alten Testaments bis heute angerichtet hat, kann über diese neuen, von einer durch und durch positiven Israeltheologie getragene Darstellung nur glücklich sein. Man kann als Theologe über die Geschichte des atl. Israel nur voll verantwortlich schreiben, wenn man überzeugt ist, dass Israel immer noch existent ist.

Was die geschichtliche Darstellung Herrmanns selbst betrifft, liegt ihre Stärke im klugen Abwägen und Differenzieren. Kennzeichnend für Herrmanns kritische Haltung der Forschungsgeschichte gegenüber ist etwa folgender Satz: »Die Faszination, die von Martin Noths klassisch genannter Überlieferungsgeschichte des Pentateuchs ausging, wirkt weiter. Noths Beobachtungen behalten ihren Wert in sich, aber es sollten daraus andere Konsequenzen gezogen werden...« (110). Herrmann will auch gängige Begriffe nicht unbesehen übernehmen:

»Die Vorstellung von Jahwe als oberstem Kriegsherren, der seine Kriege führt und den Sieg verleiht, löste die missverständliche Formel vom »Heiligen Krieg« aus, die für die militärischen Auseinandersetzungen im Alten Testament verwendet wurde und wird. Sachgemässer ist es schon, vom »Jahwekrieg« zu sprechen, noch besser aber, auf solche Begriffe als Spezificum für Israel ganz zu verzichten...« (158). Glücklicherweise ist man auch darüber, dass Herrmann das babylonische Exil als »Epoche«, nicht nur als geschichtlichen Schnittpunkt sieht (S. 353–363). Man stört sich allerdings an der auffallend kurzen Behandlung der nachexilischen Zeit (nur 37 Seiten!). In diesem Punkt bleibt Herrmanns Darstellung traditionell. Die atl. Geschichtsforschung sollte die nachexilische Zeit (als prophetische, redaktionelle und frühjüdisch-gründlegende Zeit) in Zukunft prononcierter hervorheben. Dieses Anliegen ist u. a. deshalb dringend, weil das ohnehin nicht ganz ausfüllbare »Loch« zwischen Altem und Neuem Testament durch eine intensivere Darstellung der spätalttestamentlichen Periode wenigstens etwas von seiner Dunkelheit verlieren würde. Wenn auch Herrmanns Geschichte Israels nicht alle Desiderata erfüllen kann (dies kann vermutlich kein Buch), wird die alttestamentliche Wissenschaft in Zukunft daran mindestens ebensowenig vorbeigehen können, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren Martin Noths Geschichte Israels nicht unbeachtet lassen konnte.

Clemens Thoma

GERHARD IBER (Hrsg.): Das Buch der Bücher. Neues Testament. In Verbindung mit Herrmann Timm, mit Einführung von Günther Bornkamm. München 1972. Verlag R. Piper & Co. 496 Seiten.

Als ich gesehen habe, dass in einem weltlichen Verlag nach einem Band über das Alte Testament auch eine erklärte Anthologie des Neuen Testaments erschienen ist, erwachte mein Interesse. In der Zeit einer Krise des christlichen Glaubens wird also den nicht unbedingt glaubensfesten Laien das Neue Testament angeboten. Man wird aber aus dem Buch lernen können, was die Fachleute im Neuen Testament allgemein interessant finden. Darum habe ich beschlossen, das Buch im Rundbrief zu besprechen. Schon aus der Klappe habe ich erfahren: »Für Auswahl und Anordnung der neutestamentlichen Schriften war nicht die Überlieferung, sondern die Sicht der heutigen Forschung massgebend. In dieser Neuordnung dokumentiert sich zugleich die Geschichte des Urchristentums.« Das bedeutet: Die Sicht der modernen Forschung führt zum Verständnis des Urchristentums; also nicht nur eine Neuordnung der Texte, sondern auch sozusagen eine Neu-Anordnung.

Und was, wenn ich mir nichts ungeprüft anordnen lasse? Was soll ich zum Beispiel schon mit dem ersten Satz des Vorwortes tun? »Die Verkündigung Jesu und seiner Anhänger war für die Zeitgenossen ein unfasslicher Skandal.« Wenn ein Jude die synoptischen Evangelien liest, spürt er von dem Skandal (fasslich oder unfasslich) kaum was. Und sind die Mengen, die an Jesus' Mund hingen, immer nur redaktionell? Und was soll man zu dem folgenden Satz sagen? »So ist es kein Zufall, dass sich in der Feindschaft gegen Jesus die verschiedensten Kräfte und Gruppen zu einer Einheit zusammenfanden: die konservativ eingestellten Sadduzäer und die Reformpartei der Pharisäer, Schriftgelehrte und Priesterschaft. Da man sich auf Jesu Wahrheit nicht einlassen, sich von ihr nicht beunruhigen lassen wollte und konnte, brachte